

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### „Swana, Krokodile!“

Von David Nechtsies.

Da die Jagdbeute geringer und der dauernde Aufenthalt an einer Stelle uns langweilig wurde, beschloßen wir, unser Lager nach Fondisvilla zu verlegen. Es ist dies eine Bahnstation der Beira-Mashonaland Railways, etwa sechsunddreißig englische Meilen von Beira. Die Station liegt auf dem linken Ufer des Bungewe, über den an dieser Stelle eine Eisenbahnbrücke führt. Auf beiden Seiten der Station erstreckt sich eine unabsehbare Grasebene, in der große Herden Büffel hausten.

Dicht neben der Station hatte ein portugiesischer Kaufmann eine kleine Kneipe eingerichtet. Auch besaß er ein kleines Wellblechgebäude, das vorbeimarschierenden Negerkarawanen als Nachtquartier diente. Diese Hütte wurde nun gründlich gesäubert und uns als Wohnung und Jagdquartier überlassen. Wir konnten von dort aus mit Beilichtigkeit weitenweite Jagdausflüge unternehmen, wobei der Abtransport der Beute durch die Bahn erleichtert wurde. Auf der rechten Seite der Bahnlinie, aufwärts, war die Grassteppe mit tiefen Bächen und Abwässern durchzogen, was darauf hindeutete, daß der Fluß hier vor Jahren sein Bett gehabt hatte. In diesen Bächen wimmelte es von Krokodilen und Flußpferden.

Eines schönen Morgens besuchte uns ein Eingeborener aus dieser Gegend. Er bat inständig, wir möchten doch mit ihm in sein Dorf kommen. In der letzten Nacht sei sein Weib von Krokodilen gefressen worden, auch seien schon viele Kinder des Dorfes Opfer der scheußlichen Tiere geworden. Wir sagten zu, versorgten uns mit Lebensmitteln für einige Tage und befahlen unseren Trägern, die Traglasten zu ordnen, damit wir ohne Zeitverlust aufbrechen könnten. Nach der Aussage des Neger hatte wir etwa vier Stunden Weges. Da es früh am Morgen war, konnten wir also noch im Laufe des Vormittags an Ort und Stelle sein.

Untermwegs erzählte uns der schwarze fröhliche Witwer allerlei spaßhafte Geschichten, so daß uns die Zeit nicht lang wurde. Gegen 9 Uhr trafen wir am Ziele ein. Am Ufer eines großen Abwassers lag in der Steppe ein Dörflchen von etwa zwanzig Hütten. Die Leute erzählten, sie hätten sich hier vor zwanzig Jahren angesiedelt. Sie waren aus dem Stamme der Mshangani und früher als Sklaven von den Makombes verschleppt worden, die in den Wäldern von Masfasi an der Grenze von Britisch-Rhodesia wohnen. Wegen schlechter Behandlung waren sie dann entflohen und hatten sich mit Weib und Kind drei Monate in der Wildnis umhergetrieben, bis sie das einsame Plätzchen fanden, an dem sie nun wohnen und sich glücklich fühlen. Ihre Felder gaben reichlich Mais und Reis, wie ja überhaupt Mittelasien ein Paradies für die großen schwarzen Kinder ist. Wo der Neger sich ansiedelt, gedeiht in verschwenderischer Fülle, was er pflanzt. Wäre er strebsam, so könnte er sich leicht zu großem Wohlstande herausarbeiten. Aber er kennt den Mammon nicht, strebt nicht danach und ist vielleicht deshalb um vieles glücklicher als der Weiße.

Der Neger baut auch nur so viel, wie er selbst braucht. Fällt er in die Hände indischer Händler, so verkauft er gegen Perlen und sonstigen billigen Land nicht selten den Hauptbestandteil seiner Ernte und muß dann trotz einer guten Ernte tüchtig hungern. Trotzdem ist er dabei lustig und guten Muts und denkt nicht an das Morgen. Bietet das Haus nichts mehr, so findet er draußen in Gottes Küche noch immer genug, was den Hunger stillt. Seien es Früchte oder Wurzeln, Grassamen oder Kleintiere, alles verbaut ein Negermagen.

So gleichgültig und anspruchslos der Neger im Essen ist, so unvorsichtig ist er auch im Leben. Wie oft habe ich es doch erlebt, daß Neger der Wildnis bei Bombe und Tanz im freien Felde die Nacht verbrachten, trotzdem die Löwen dabei so manchen Genossen weggeschleppen! Kommt so etwas vor, so heißt es: „Amri-amungo“ (der Wille Gottes).

So ist der Neger! Es fällt ihm gar nicht ein, sich selbst vorzusehen, trotzdem ihn die Gefahr auf Schritt und Tritt verfolgt. Wie konnte es z. B. das Weib des Schwarzen, der uns zu Hilfe gerufen, wagen, bei Nacht Wasser zu holen? Und doch tun sie's tausendfach, obgleich sie wissen, daß die Krokodile in der Nacht auf Beute lauern. Aber dem Neger ist nicht zu raten; amri-amungo — Gottes Wille — das ist der Schlüssel zu manchem Unheil, ist aber auch die Quelle seiner unverfälschten Fröhlichkeit.

So ging's denn auch mit unserem Führer. Die gefressene Frau

und die gefräßigen Krokodile hatte er schon vergessen. Er trank sein Bombe und lachte dazu. Und als wir ihn daran erinnerten, daß wir doch gekommen seien, Krokodile zu schießen, meinte er: „Das hat noch Zeit. Schießt zuerst ein paar Dogoros (Wasserböcke), damit wir zum Bombe auch Fleisch haben. Heute ist große Ngoma (Trommelfest). Da gibt es viel Bombe und Tanz. Da will ich mir aus den Tänzerinnen eine neue Frau aussuchen!“

Diese Charakterlosigkeit und Gleichgültigkeit fiel uns aber doch erheblich auf die Gefühlsnerven. Wir hörten nicht mehr auf sein Geschwätz und gingen dem Teiche zu. Als wir eine gute halbe Stunde den Teich beobachtet hatten, sahen wir an verschiedenen Stellen die mächtigen Köpfe der Krokodile sich hin und her bewegen. Wir kamen leider nicht zum Schuß, da die schlauen Reptile uns schon gemittelt hatten. Läßt sich jedoch eine Zeitlang kein Mensch am Ufer eines krokodilreichen Gewässers sehen, so kann man von weitem beobachten, wie sich die Tiere langsam nähern und das Ufer vorsichtig besteigen, um sich zu sonnen. Nicht selten verfallen sie dabei in Schlaf. Doch scheucht sie auch dann das leiseste Geräusch auf, worauf sie so unhörbar und schnell ins Wasser gleiten, daß man gar nicht zum Schusse kommt.

Wir beide beschloßen angesichts der Dinge, die Reptile vom Dache einer Negerhütte, die 50 Meter vom Ufer entfernt lag, zu belauern. Kaum hatten wir es unzu auf dem Dache bequem gemacht, als sich an mehreren Stellen die Krokodile dem Ufer näherten. Zwei besonders große Exemplare bestiegen, sich behutsam umschauend, das jenseitige Ufer, indem sie sich mit dem Kopfe nach dem Wasser hinlegten, um bei nahender Gefahr sofort in ihr Element schlüpfen zu können. Collingwood legte sich platt auf das Dach und machte sich bereit, liegend aufgelegt zu schießen. Ich tat das gleiche. Auf das Kommando „Drei!“ stiegen die Kugeln, und zwei Eßsen bemühten sich vergeblich, ihre schweren Leiber in Sicherheit zu bringen.

Die Neger, mit Messern und Speeren bewaffnet, eilten sofort nach dem jenseitigen Ufer. Ehe wir beide dort ankamen, hatten die Kerls den Tieren schon den Bauch aufgeschlitzt. Sie fanden jedoch nur einige Duzend kleinerer Steine und große Stücke Schildpatt, aber keine menschlichen Ueberreste. Die Länge der Reptile betrug rund 2,75 Meter, die Dicke 0,75 Meter.

Da sich sehr viele dieser Menschenfresser in dem Teiche befanden, kamen wir auf den Gedanken, eine Rädikultur mit Dynamit anzuwenden. Am unteren Ende des Teiches lagen an einer flachen sandigen Stelle sechs Ribokos (Flußpferde), Seite an Seite in friedlichem Schlaf. Eins, ein stattlicher Bulle, mußte das Leben lassen. Wir ließen ihm sogleich den Kopf abhauen, der Zähne wegen, und dann den 40 Zentner schweren Kumpf als Köder für die Krokodile zu verwenden. Da diese gefräßigen Tiere von weit herkommen, um ihren Teil an dem leckeren Mal zu erhalten, hätte es kaum einer Zeit von 24 Stunden bedurft, um den Bullen völlig aufzufressen. Wir schickten darum einen unserer schnellsten Träger nach Fondisvilla, um einige tüchtige Ladungen Dynamit von unserem portugiesischen Wirte zu holen. Noch am gleichen Abend kam er damit zurück.

Wir verboten nun den Negern, sich am Teiche herumzutreiben, damit die Krokodile nicht bei ihrer Todesmahizeit gestört werden. In der Abendstunde hörten wir schon vom Dorf aus das Plätschen der Tiere bei dem toten Hippo. Wir banden nun die Dynamitpatronen zu drei Bündeln von je fünf Ladungen zusammen, verpackten jedes Bündel mit Zündschnur und Detonator und warfen die Bündel zu gleicher Zeit in die Nähe des Köders, um den sich die ahnungslosen Eßsen balgten. Nach einigen Minuten hörte man einen ohrenbetäubenden Knall, dem nach einigen Sekunden zwei weitere folgten. Das ganze Gewässer ward bis zum Grunde aufgewühlt von den wild zuckenden, aufschlagenden, im Schmerz sich bäumenden und in die Tiefe schnellenden schweren Körpern der Tiere. Wie ein Stück Weltuntergang im Tierreiche war es.

Während wir uns nun des gelungenen Streiches freuten, war im Dorfe eine furchtbare Panik ausgebrochen. Alles, alt und jung, lief in die Wildnis hinaus, die Kleinen und Kleinsten mit sich fortschleppend. Von weitem hörten wir noch das Geschrei: „Scheitani — Scheitani!“ (Satan). So etwas hatten die armen Kerle bisher noch nicht erlebt und fühlten schon den leidhaftigen Gottseibeiung in ihrem Nacken.

Da wir diese Wirkung weder beabsichtigt noch bedacht hatten, ward uns nun das Vergnügen, die wie von Furien gejagten, angstschlotternden Negerlein in der Wildnis zum Stillstehen zu bringen.

Da wir am Abend, um die Krokodile nicht zu verjagen, das Negomatschlagen verboten hatten, das Verbot jetzt aber nicht mehr in Frage kam, hielten die schwarzen Burschen noch in der dritten Morgenstunde sämtliche Trommeln herbei, um den erledigten Krokodilen ihren Totenmarsch zu schlagen. Wir beiden Weißen sahen noch ein Weibchen der Tragikomödie zu, dann begaben wir uns zur Ruhe.

Noch schlafte einer bei einem Negertrommelfest. Endlich gegen Morgen glückte es uns, einzuschlafen. Aber die Ruhe dauerte nur kurze Zeit: um acht kam der vernünftige Witwer, der uns herbeigeholt hatte. Er hielt vier schwere Messingringe in den Händen, die er vor unseren Augen immer wieder zusammenschlug unter der Versicherung, daß dies die Ringe seiner toten Frau seien. Er hätte sie im Magen eines der toten Krokodile gefunden. Bekanntlich tragen viele Negerweiber Ringe aus Kupfer, Messing oder Stahl an ihren Beinen, und zwar häufig eine solche Last von Schmutz, daß sie kaum laufen können. Als wir an das Ufer des Teiches kamen, fanden wir dort ein wüst-idyllisches Bild. Felsen von zerrissenen Tieren lagen am Ufer, stellenweise auch schon Häufchen des moschusduftenden Kochfleischs für einen Festschmaus, die sich einzelne Fresssäde und Feinschmecker zusammengetragen hatten. Achtundzwanzig Tiere waren schon ausgeschlachtet. Trotzdem lagen noch viele im Wasser umher.

Aus „Safarizander“, worin der Verfasser zwanzig Jahre Abenteuerleben in Afrika schildert (Verlag Georg Westermann, Braunschweig).

## Künstlerische Körperschulung.

Von Franz Hiller.

Eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit ist das wachsende Interesse aller Bevölkerungskreise, insbesondere der arbeitenden Masse, an einer naturgemäßen Pflege und Entwicklung der körperlichen Kräfte. Der lange mißachtete und verflachte Menschenleib fordert seine Rechte gegenüber den Tyrannen Intellektualismus, Kapitalismus und Maschine. Einseitige Wissensbildung, ausbeuterischer Geschäftsgeist und eine menschenmörderische Organisation der industriellen Arbeit haben freilich die Volksgesundheit bereits soweit erschüttert, daß die Gefahr eines Massenverfalls fast unabwendbar erscheint, um so mehr als die Hungerblockade des Krieges und die Ernährungsschwierigkeiten der Nachkriegszeit das heranwachsende Geschlecht besonders empfindlich gemacht haben gegen körperschädigende Einflüsse jeder Art. Daher ist es zu begrüßen, daß Turn- und Sportverbände die Jugend in immer stärkerem Maße zu sich heranziehen, daß die Schule bestrebt ist, durch Vermehrung der Turnstunden, durch Spielnachmittage und Wandertage den jugendlichen Leib zu kräftigen.

Aber die Pflege der Leibesübungen an sich gewährt noch keine Bürgschaft für die Wiedergewinnung und Massenveredlung unseres Volkes. Vor allem ist eine klare Einsicht notwendig, warum und in welcher Weise Leibesübungen zu treiben sind. Wo mit der Körperbildung andere Ansichten und Zwecke verbunden werden, als den Körper in seiner natürlichen biologischen Funktion zu kräftigen und zu entwickeln und ihn gleichzeitig für die Erfüllung zweckhafter Leistungen bereit zu machen, da ist man auf falschem Wege. Dieser eigentlich selbstverständliche Grundsatz wird auch in den beiden am weitesten verbreiteten Arten der Leibesübung, im Turnen und im Sport nicht hinreichend beachtet. Turnen verleiht Muskelkraft, Geschmeidigkeit, Mut und Disziplin. Als Massenbewegungs- und Disziplinierungsmittel steht es unerreicht da. Aber es unterdrückt das natürliche Körpergefühl durch Automatisierung der vom Intellekt kommandierten Bewegungen, durch unnatürliche Verlagerung des Schwerepunktes aus dem Beckengürtel, dem natürlichen Körperzentrum beim Stehen, Gehen und Arbeiten, in den Schultergürtel bei Geräteübungen an Reck und Barren, durch Ueberanstrengung einzelner Muskelgruppen, durch unrythmische, d. h. mit der natürlichen Atmung im Widerspruch stehende, Ausführung der Übungen, namentlich im Massenturnen, und schließlich durch eine mehr oder minder große Gleichgültigkeit gegen Form und Schönheit der körperlichen Leistung. Im Sport, der dem Turnen die Natürlichkeit der Bewegung und die größere Freiheit des Einzelnen in der Gebundenheit des Zusammenspiels oder des gemeinschaftlichen Kampfes voraus hat, ist der Höchstleistungsgedanke, der Zahlenrekord, der gefährliche Feind gesunder Körperentwicklung. Kranke Turner und übertrainierte Sportleute sind viel häufigere Erscheinungen, als man gewöhnlich annimmt. Besonders kann sportlicher Ehrgeiz dem jugendlichen Alter leicht gefährlich werden und den ganzen Sinn der Körperschulung zerstören.

Wenn hier Unzulänglichkeiten und Auswüchse an Turnen und Sport aufgezeigt werden, so geschieht es nur, um darauf hinzuweisen, daß sie eine Befreiung durch das Gefühl für wahren Körper- und Menschenwert brauchen, wenn sie ihre volkstüchtende Aufgabe erfüllen wollen. Höher als äußerer Zweck, höher als Glanzleistung und Spezialausbildung steht die rythmisch-organische Vollwertigkeit des ganzen Körpers. Ein gesunder frei beweglicher, alle organischen Aufgaben mühelos erfüllender Leib ist das Ziel wahrer Körperbildung.

Dieses Ziel verfolgen die zahlreichen gymnastischen Systeme, die seit etwa 20 bis 30 Jahren in Schweden, Dänemark, Deutschland und anderen Ländern entstanden sind. Sie alle richten ihre Aufmerksamkeit auf die Pflege der natürlichen Körperfunktionen, Atmung, Blutzirkulation, Spannung und Entspannung des Muskel-

systems, lebensvolle Haltung in Stand und Bewegung. Einer der ersten, die solche natürliche Gymnastik übten und lehrten, war der Däne A. P. Müller, nach dessen System heute viele berufstätige Männer und Frauen ihren Körper üben und gesund erhalten. Ihm folgte mit einer besonders für die Körperkultur der Frau erbachten Gymnastik die Schwedin Beß M. Mensendieck. Die Bedingungen einer richtigen Atmung untersuchte und erprobte in langjährigen Erfahrungen die Rotenburger Schullehrerin von Clara Schläpfer und Hedwig Andersen. Von anderer Seite her mündeten in die Gymnastik (Jacques Dalcroze), rythmische Bewegung (Elizabeth Duncan) und Raumkunst (Rudolf von Laban) in der Gymnastik, so daß diese neben ihrem zunächst rein-hygienischen Charakter eine ästhetisch-künstlerische Form gewann. Eine solche Vereinigung von hygienischer und ästhetischer Körperbildung stellen heute besonders die Lohelandschule und die Bodegymnastik dar. Das Eigenartige der Lohelandschule beruht in der Durchdringung und Gestaltung des ganzen Lebens mit dem Grundgefühl einer besessenen Beharrlichkeit; ihr Beobachtungs- und Erfahrungsgebiet erstreckt sich insoweit nicht nur auf Gymnastik, sondern auch auf praktische Arbeit, Feld- und Gartenarbeit, Handweberei und Korbwanderei, oratorischen Anschauungsunterricht, Musik, Chorgesang, Zeichnen, Farben, Modellierübungen. Das Interessante der Bodegymnastik beruht in der Anwendung der gymnastischen Spannungs- und Entspannungsübungen auf die rythmische, d. h. körpergerechte Ausführung von Arbeitsbewegungen. Hier ergeben sich weitwirkende Möglichkeiten für eine menschenwürdige Gestaltung der industriellen Arbeit, also Perspektiven, die ganz besonders den Arbeiter und den Sozialhygieniker interessieren.

Alle diese gymnastischen Bestrebungen führten bis vor kurzem ein getrenntes und nicht genügend in der Öffentlichkeit bekanntes Dasein. Es ist das Verdienst des Bundes entschiedener Schulreformer, in seinen pädagogischen Veranstaltungen immer wieder auf die Wichtigkeit der freien Gymnastik für eine vernünftige Leibeserziehung der Jugend und des Volkes hingewiesen zu haben. Nachdem bereits einzelnen Systemen Gelegenheit gegeben war, ihre Arbeit einem größeren Publikum zu zeigen, sah die Bund der Plan einer großen Gymnastiktagung in Berlin, auf der die bisher getrennten gymnastischen Bestrebungen ein Gesamtbild ihrer Leistungen und Bestrebungen geben sollten. Der Plan fand die bereitwillige Unterstützung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, und unter Hinzuziehung des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen und der Zentralkommission für Sport- und Körperpflege (Vertretung der Arbeiter-Turn- und Sportverbände) wurde im Oktober 1922 die Tagung für künstlerische Körperschulung veranstaltet, die von einem überaus zahlreichen Publikum besucht war.

Die Vorträge dieser Tagung über die Grundgedanken der einzelnen Systeme und die theoretischen Grundlagen der künstlerischen Körperbildung sowie über die Auswirkung dieser Bestrebungen auf Erziehung und Volkskultur liegen jetzt gedruckt und mit 22 ganzseitigen Abbildungen versehen in einem Bande vor, der bei F. Hirt in Breslau unter dem Titel „Künstlerische Körperschulung“, herausgegeben von Ludwig Ballat und Franz Hiller, erschienen ist (Grundpreis 7 M.). Es ist das erste Werk, das eine zusammenfassende Uebersicht über alle Fragen einer freien Körperschulung gibt, und alle, denen es ernst ist mit der körperlichen Erziehung unseres Volkes, Turner, Sportleute, Erzieher, Eltern und Jungvolk, sollten sich mit den darin behandelten Problemen auseinandersetzen.

Außer der Erkenntnis des richtigen Weges fordert freilich eine wirkliche Körperkultur des Volkes nach wie vor als Voraussetzung eine soziale Organisation von Produktion und Wirtschaft; Raum, Licht und Luft in Wohnstätten und Arbeitsstätten; hygienische Erziehung und Aufklärung; gemeinnützige Ausgestaltung der ärztlichen Hilfe und des gesamten Gesundheitswesens; und als sofort durchführbare Maßnahme die Umgestaltung unserer ungesunden Lern- und Erziehungsschule in eine alle jugendlichen Kräfte entwickelnde Arbeits- und Lebensschule. So münden die Forderungen einer naturgemäßen Körperbildung zuletzt wieder ein in die allgemeinen sozialen Forderungen unserer Zeit.

## Im Schatten.

Von Elise v. Holten-Klen.

Berwehte Stimmen zwitschern vogelgleich  
Durch schmale Gassen der Millionenstadt,  
In der kein Baum, kein Vogel Wohnung hat,  
Und rufen nach des Frühlings hellem Reich,  
Die düstern Mauern überfingert weich  
Die blonde Sonne, mütterlich und matt,  
Die hier nicht Raum zum Ruh'n und Lachen hat,  
Denn einem Brunnenschachte gleich  
Fallen die feuchten Mauern in die Tiefen.  
Und alles Leben löst an ihnen aus.  
Nur vogelgleich klingt in die Nacht hinaus  
Der Chor der Kinderstimmen, die hier schliefen,  
Die niemals spüren Duft und Sommerwind,  
Sich niemals durch betaute Felder wühlen  
Und nur an ihrem Lied der Sehnsucht fühlen,  
Daß sie ins Schattenreich verstoßen sind.

# In der Wetterau.

Von Franz Klühs.

Juni 1923.

Wetterau! Wenn das Wort so dasiebt, zuckt es in allen Nerven: Man möchte blutige Berliner Wäse machen. Denn so etwas von Wetter, wie man hier im schönen Mai und im Rosenmond erlebte, gibt es ja gar nicht. Das einzige gute ist, daß noch der Schnee die blühenden Gefilde verschonte. Aber sonst — eine feuchte Kälte zum Belagwachsenlassen!

Also die Wetterau muß man kennen. Man sagt, es gehöre zum Kapitel der Allgemeinbildung, daß man ihre Schönheit zu würdigen weiß. Sie ist zwischen dem Vogelsgebirge und dem Taunus malerisch ausgebreitet und hat den Vorzug — unter vielen anderen! — die fruchtbarste Gegend Deutschlands zu sein, wenn man von der Magdeburger Börde absteht. Inmitten dieser Wetterau liegt das heffische Kreisstädtchen Friedberg mit einem wunderbar alten Schloß auf steiler Bergtuppe. Einstmals gehörte es zwischen Landgrafen. Aber während wir durch die Gänge und Hallen schlendern und in dem lauschigen Burggarten mit der Vergangenheit Zwiesprach halten, taucht das Bild des letzten, des blutigen Jaren vor uns auf, der in diesem Schlosse Justus fand, als er — 1910 — mit seiner Familie in Deutschland Erholung von seiner Nervenüberreizung suchte. Noch heute erzählen die Bewohner von der Anzahl russischer und deutscher Kriminaler, die das stille Städtchen und seine Umgebung bevölkerten, um das unheilvolle Haupt des letzten Nikolaus vor Unbill zu schützen. In Friedberg ist ihm ja auch nichts geschehen. Aber die Weltgeschichte läßt sich selbst durch ein Heer von Kriminalbeamten nicht in ihrem Laufe hemmen. Von den Zinnen der Burgmauer schauen wir ins weite Land. Dort unten liegt, nur wenige Kilometer entfernt, eines der berühmtesten Heilbäder der Welt: Bad Nauheim. Der Ort zählt alljährlich willkommene Gäste als den bleichen Mann aus dem Geschlecht der Romanows. Zehntausende kehren dort in jedem Jahre ein, um in den Quellbädern Heilung zu suchen von allerlei Leiden, die dem menschlichen Körper zustößen. Es ist ein wunderbares Ding um diese Heilbäder! Wer als Laie es nicht selbst erprobt, hat kaum eine Vorstellung von ihrer Wirkung. Du bist etwa mit einem kapitalen Herzfehler behaftet. Der Hochmutel, der den Körper mit Blut versorgen soll, versagt zuweilen. Er bereitet dir Atemnot, Beklemmungen, Angstgefühle. Der Arzt sagt: Nauheim oder Salzungen oder Alttheide — aber Bäder müssen es sein! Du verläßt es also, packst den Koffer und fährst nach Nauheim. Wie es sich von selbst versteht, dort Bäder zu nehmen: streng dosiert nach ärztlicher Vorschrift. Und du wirst überrascht sein ob der wunderbaren Wirkung, die sie hervorufen. Wie oft, wodurch, weshalb? Das sind Fragen, auf die dir jeder Arzt und jeder Laie jedesmal eine andere Antwort geben wird. Ganz zweifellos ist nur, daß die Zusammensetzung des Wassers eine hervorragende Rolle spielt. Aber man kann diese Zusammensetzung nicht nachmachen. Denn so, wie es der Erde entspringt, noch in seiner natürlichen Wärme, die über 30 Grad Celsius beträgt, wird es in die Wanne geleitet. Und in diesem natürlichen Gewässer darfst du deinen tranken Korpus baden. Von oben bis unten ist er bald bedeckt mit kleinen Bläschen, so daß er sich ausnimmt wie ein Baum, der vom Frühreif überfallen ist. Es entstehen aus der Menge der Kohlenäure, die in diesem salzhaltigen Wasser enthalten ist und an der Luft zum Entweichen kommt. Den angenehmen prickelnden Reiz, den diese Kohlenäurebläschen auf die Haut ausüben, kann man nicht schildern. So wenig wie man sagen kann, warum und weshalb gerade die sogenannten Thermalbäder, das heißt naturwarme Quellbäder, ihre Heilkraft ausüben.

Mag die Theorie aber auch sein, wie immer, die Praxis zeigt außerordentliche Erfolge bei zahlreichen Erkrankungen des Herzens und des Gefäßsystems. Das gilt für Nauheim wie für ähnliche Bäder. Und je mehr die Wirkung dieser Quellwasser bekannt wurde, desto mehr hat ihre Anwendung in der medizinischen Praxis sich ausgebreitet. In das Heilbad Nauheim kommen deshalb die Heilungsuchenden aus der ganzen Welt. Amerika, Australien, Afrika senden Kranke ebenso wie Rußland und Spanien, Norwegen und Italien — kurz, wie ganz Europa. Die Badeeinrichtungen sind Eigentum des heffischen Staates, dessen gegenwärtiger Staats- und Ministerpräsident, unser Genosse Karl Ulrich, seit vielen Jahren zu den jährlichen Kurgästen Nauheims gehört. Er führt seine verhältnismäßig körperliche Frische trotz seiner 70 Jahre nicht zuletzt auf die regelmäßige Anwendung dieser Bäder zurück. Und andere Lobredner der Wetterau-Quellen finden sich überall. August Bebel und Viktor Adler haben hier ebenso Heilung gesucht wie der „Jar der Bulgaren“, der Koburger Ferdinand, und andere „Fürlichkeiten“ einer entschundenen Zeit.

Die Dollarpresse beherrschen heute begrifflicher Weise hier noch mehr als anderswo den Markt. Kurkarte, Bäderpreise, Wohnungsmiete werden in Rücksicht auf zahlungsfähige Ausländer festgesetzt. Und es ist nur ein Notbehelf, wenn dem zahlungsunfähigen Infanden daraufhin eine Ermäßigung des allgemeinen Preises zugestanden wird. Das gilt zudem auch nur für amtliche Lizenzen, nicht im Kleinverehr des täglichen Lebens. Und die Dollarpresse machen es innoce weiteren Reisen fast unmöglich, aus eigenen Mitteln sich eine an sich notwendige Badetur zu leisten. Die Krankenkassen aber sind durch die Geldentwertung derart in ihrer Zahlungsfähigkeit geschwächt, daß sie nur selten Mittel für solche Sonderkuren bewilligen können. Bleiben die Reichsversicherung für Angestellte, die Invaliden- und die Knappschaftsversicherung. Von deren Mitglidern finden bisher immer noch eine nicht unerhebliche Zahl die Möglich-

keit, in die Wetterau zu fahren und Heilung zu suchen an den Thermalquellen, die aus über 200 Meter Tiefe der Erde entspringen. Wer aber, trotz dieses kalten Frühlingwetters, sein Rheuma und sein Herzleid hierhertragen konnte, wird diesen Winkel zwischen Rhön und Taunus nicht ohne geistige und körperliche Stärkung verlassen.

# Der Schiffer.

Von Hans Fr. Blund.

Eine feuchte Dunkelheit liegt über dem Wasser. Der Wind pfeift in Stößen aus der Hafenstraße der kleinen Stadt, läßt alle Lichter flackern und plagen und karrt wie ein verwünschter Heuernecht.

Peter Breckwoldt hat seine Ladungspapiere klar, er will rasch zu seinem Ewer zurück, er mag diese Stadt nicht. Es ist zudem niemand an Bord, und er hat für seinen Jungen zu sorgen.

Der Schiffer klappt schwer gegen den Wind. Es ist, als hätte er Mühe, seine breiten Schuttern zu tragen, er läßt sich nach vorn fallen und wiegt den Kopf zu jedem Schritt. Die Stirn hat er hochgezogen, seine Gedanken sind immer Jahre zurück in diesem Hafen. Er hat ihn selten berührt, er kam hier einst mit seinem Weib ausenander. Er möchte sie nicht wiedersehen, geht den rauchesten Weg zum Kai, um zu seinem Jungen heimzukehren. Mit Gewalt hat er ihn von der Mutter geholt, sie wollte ja nicht glauben, daß das Gerücht ihn ihr abgesprochen hatte.

In seinem Boot richtete sich Peter Breckwoldt auf. Die Schwere, die den Weg entlang über ihm lag, weicht, seine Hände packen das Brikdruder, daß das Wasser vor Wind und Holz zu grauem Schaum brodelte. Dünne Regenstöße schneiden ihm ins Gesicht, die Böem jagen die Spritzer pfeifend übers Dollbord, und wo er aus dem Schutz der Schuten und Tjalken über freies Wasser sehen muß, tanzt das Boot unter ihm, daß er sich mit Knien und Fersen zwischen das Holz spannen muß, um es in der Gewalt zu behalten.

War er erst an Bord. Der Schiffer ist unruhig, wenn er an sein Kind denkt. Grad groß genug ist's, nach eigenem Kopf Dumheiten anzufangen, solch Vernegroß. War vielleicht nicht recht, es zu Abend allein zu lassen. Gefindel treibt sich im Hafen umher, stiehlt auf den Schiffen. Aber wie soll er's anfangen, wenn er mit den Papieren abrechnen muß, und seine Leute an Land gehen wollen. Er kann sie nicht als Kinderwärter anstellen. Und schließlich, mit acht Jahren muß ein Schifferjunge auf sich selbst stehen. Was schrieb die Frau ihm von ihrer Angst? Weibertram über den Jungen. Er hatte den Brief zerrissen.

Die Unruhe treibt den Schiffer voran. Es ist wohl die Nähe der Stadt, die ihn so mitnimmt. Er hat den Delrod übergeworfen und wrickt und fühlte, wie sich seine Sehnen zum Bersten spannen. Der Regen dunkelt alles ab, der Wind schneidet in die Augen. Lichter funkeln mit Mühe durch die glitschige Luft und tanzen mit dem Schiff auf und ab. Jetzt, wo er übers freie Wasser fährt, muß der Schiffer jede Welle niederstoßen, er ringt körperlich mit ihnen und mit einer Angst, die ihm in die Kehle steigt.

Dann hebt sich der dunkle Schiffsrumpf neben den Lichtern hoch, ein paar Laue funkeln auf und ab, Peter Breckwoldt will anlegen. Da schlägt sein Boot hart im Dunkel auf, einen Augenblick taumelt er, tappt voraus, treibt ab. Mit ein paar Schlägen ist er wieder längsseit. Das Blut pocht ihm in den Schläfen, eine fremde Seele liegt am Schiff.

Mit einem Sprung ist der Schiffer drüben, hat festgemacht und schwingt sich auf Deck. Seine Nerven spannen sich, er sieht Licht und Dunkel ineinander flackern, packt mit den Händen voraus und klappt stolpernd zur Luke. Der Jung, ist sein einziger Gedanke. Alles in ihm kreist um seine Angst. War nicht eben im Raum ein Licht erloschen? Er stemmt sich in die Tür, sie bricht vor ihm ein, die Klinke bleibt in seiner Hand. Einen Augenblick steht er vor der Dunkelheit der Kammer, fühlt, es sind Menschen vor ihm, die ihm entgegenwarten. Noch wagt er nicht, sich zu rühren.

„Jung, wo bist du?“ Aber niemand antwortet. Da spürt er einen fremden Atem, der mit ihm in der Kammer ist, packt um sich ins Leere. Ein Stöhnen irgendwo, er reckt beide Arme wie Hämmer voran. Seine Nüstern schnaufen, während sucht er das Feindliche vor sich.

Ein Schlürfen hinterm Tisch. Der Schiffer halt aus und schlendert hart die Klinke hinüber. — Ein gekender Frauenschrei.

Dann hört er sein Kind: „Vater,“ schreit er, „Vater, laß sein!“ Ein kleines Licht flackert auf, der Junge hat eine zitternde Kerze in der Hand, stolpert mit weiten entsehten Augen zu der Gestürzten. „Ist Mutter doch, Vater!“

Der Schiffer fühlt jäh das Schwanken des Schiffes, er muß sich festhalten, das Kind verbrennt ihn mit seinen wehen Augen. Er blüdt sich, stottert etwas Irres, kann den Leib nicht heben, den er ansaht, will um Vergebung betteln und schreit noch drohend: „Wolltest Dir den Jungen holen, Du?“

Dann wird der Körper leichter, der Mann steht dem Weib in die Sider, die sich entseht gegen ihn öffnen, will sie wieder stürzen lassen. Aber er sieht Blut aus ihrem Haar rinmen und erschreckt sie, daß er ihr Gewalt antat. Das Kind weint und freischt: „Tu ihr nichts, Vater!“ Dem Schiffer zieht ein Frost über seinen Rücken bei jedem Kreisden des Jungen. Er heißt ihn schwisgen, nur um etwas zu sagen, freut sich, daß das Weib nicht hört und weiß doch, daß er es nicht wieder fortweisen kann, solange der Jung darum bettelt. „Hör,“ stottert er und rüttelt sie wach, „hör doch, Vene, der Jung will Dich hier haben!“

**Riesen und Zwerge.** Die Durchschnittsgröße aller Menschen ist für Männer auf 165 Zentimeter berechnet worden, für Frauen auf 154 Zentimeter. Männer von 175 bis 180 Zentimeter nennt man groß, bei 180 bis 200 Zentimetern spricht man von Hochwuchs, und die über 200 Zentimeter heißen Riesen. Dagegen sind Männer von 180 bis 150 Zentimeter als klein zu bezeichnen, von 130 bis 140 Zentimeter sind solche mit Niederwuchs, und unter 120 Zentimeter spricht man von Zwergen. Man kennt Riesen bis zu einer Höhe von 288 Zentimeter und Zwerge bis herunter zu 38 Zentimeter. Die höchstgewachsenen Menschen, wenn es sich um den Durchschnitt ihres Volkes nicht um Ausnahmegrößen handelt, finden wir bei manchen Indianerstämmen. Vor drei Jahren noch wurde von Hamilton-Nice am Amazonasstrom ein Stamm von behäufeligen (sogenannten weißen) Kannibalen entdeckt, bei denen kein Mann unter zwei Metern war. Ein Regerstamm, die Batussi in Ostafrika, erreicht beinahe dieselbe Durchschnittshöhe. Etwas kleiner sind die Seri-Indianer Kaliforniens, die afrikanischen Massai und andere. In Europa haben die größte Durchschnittszahl die Herzogswälder mit 176 Zentimetern, dann folgen die Schweden, Norweger und Schotten mit 170 bis 173, die Engländer, Dänen und Norddeutschen mit 168 bis 170 Zentimeter. Die Süddeutschen haben 166 bis 168, die Finnen 165, die Italiener 162 bis 163 und die Franzosen 164 Zentimeter. Darunter bleiben nur noch die Samoeden und die Lappen mit 154 bis 155 Zentimeter. Ein Indianerstamm am Panamatal bringt es nur auf 150, und die afrikanischen Ulla haben gar nur 140 Zentimeter. So berühren sich in jenen Ländern die größten und die kleinsten Zahlen.

## Naturwissenschaft

**Farbenänderung bei Vögeln durch Futter.** Schon seit längerer Zeit ist es, namentlich durch die Untersuchungen von Sauermann bekannt, daß durch die Verabreichung gewisser Futterarten das Gefieder der Vögel abnorme Färbungen annimmt. So erzielt man durch die Fütterung von Cayennepfeffer bei jungen, weißen Italienerhühnern schon am zehnten Tage gebrote Federn. Ein auf diese Weise gefüttertes Huhn war nach vollendetem Wachstum an der Brust und auf den Flügeldecken rot, am übrigen Körper gelbrot. Ein zweites Huhn blieb weiß mit roter Brust; die übrigen zeigten keine Veränderungen in der Färbung, doch wurden bei allen die Füße gelbrot. Ebenso wurden alte Hühner nicht rot, rot wurde dagegen das Gelbe ihrer Eier, was seinen Grund in dem Trioleingehalt des Eigelbes haben dürfte. Dieser Farbstoff ist auch erforderlich, wenn bei Fütterung von Cayennepfeffer die gelbe Farbe der Kanarienvögel in orangerot verwandelt werden soll. Der Farbstoff des Cayennepfeffers, das Kapicin, genügt für sich allein nicht, um die Farbenänderung bei den Vögeln hervorzubringen. Selbst gewöhnliche Butter wirkt, wie man durch Zufall fand, färbend auf das Gefieder ein. Ein Pärchen Nachttauben erhielt etwas Butter, die sehr begierig genommen wurde. Die Tiere werden darauf täglich mit einem Stückchen Butter von der Größe einer Haselnuß gefüttert. Es zeigt sich nun die merkwürdige Erscheinung, daß die Gefieder der Vögel eine tiefbraune, glänzende Farbe annahm. Um die Gegenprobe zu machen, wurde den Tauben nach einiger Zeit die Butter entzogen, worauf die dunkle Farbe allmählich verschwand. Diese Färbekünste sind übrigens auch gewissen Indianerstämmen bekannt. Der Forschungsreisende Dr. Ehrenreich fand, daß diese rote und grüne Papageien durch besonderes Futter teilweise gelb umzufärben verstanden. So soll sich auch die rote Farbe des Dompfaffs, die bald verschwindet, wenn der Vogel im Käfig gehalten wird, wieder einstellen, wenn man dem Vogel im Frühjahr junge Triebe von Kadelholzstämmen zu fressen gibt. Sehr bekannt sind auch die Färbungsversuche bei Raupen, besonders bei denen der *Arctia caja*, die z. B. nach Fütterung mit Walnußlaub ganz dunkle Schmetterlinge gibt. Aus alledem kann wohl unbedenklich der Grundsatz abgeleitet werden, daß die Färbung zahlreicher Tierarten von den Farbstoffen in der Nahrung abhängt.

## Erdfunde

**Die Entstehung der Gebirge — eine neue Theorie.** Bisher betrachtete man die Zusammenziehung der Erdkruste durch langsame Erstarrung als die alleinige und ausreichende Ursache für die Entstehung der Gebirge. Diese Theorie stieß aber auf immer erheblichere Schwierigkeiten physikalischer und geologischer Art und wird daher heute nur noch von wenigen Forschern aufrechterhalten. Man hat dann zwei Wege eingeschlagen, um die Kräfte aufzuzeigen, die die Gebirgsbildung bestimmen. Entweder sucht man den Sitz dieser Kräfte unterhalb der festen Erdrinde, in der plastischen oder flüssigen Zone, deren Bewegungen sich die feste Oberfläche nur passiv anpaßt, oder man sucht die Verschiebungen der Oberfläche, die die Gebirgsbildung anzeigt, durch Kräfte zu erklären, die in der Kruste selbst liegen. Die Aktivität in der Tätigkeit der Erdrinde könnte aber nur in ihren relativen Massen- und Schwereverhältnissen begründet sein und als Funktion der Lage von Pol und Äquator betrachtet werden, führt also auf kosmische Ursachen zurück. Dem ersten Weg dürfte wohl die größere Bedeutung zugesprochen sein, und er ist von Schinner mit Erfolg in einer Theorie eingeschlagen worden, die in den „Naturwissenschaften“ besprochen wird. Danach ist der Krümmung der aerodynamischen Kraft in der äußeren

Schale der Erde, die vom Nichteisentern unabhängig ist, zu suchen, und zwar kommt dabei nicht ihr äußerer, fester, sondern ihr innerer plastischer Teil in Frage, dessen obere Grenze in etwa 120 Kilometer Länge zu suchen ist. Die Ursache der Kraftentwicklung besteht in thermo-dynamischen Vorgängen. Es sind nämlich thermische Strömungen im Erdinnern anzunehmen, die nach Art der Strömungen im Luftptraum entstehen. Die gegen den Erdmittelpunkt absteigenden Ströme kann man als Zykone, die aufsteigenden als Antizykone bezeichnen. Die Zykone erzeugen nun unter der starren Erdrinde einen Materialverlust, in dieser einen Materialüberfluß, der durch Staunung oder Faltung beseitigt wird. Auf diese Weise entstehen an der Oberfläche die schmalen Gürtel der Faltengebirge. Die Antizykone führen der Oberfläche heißes Material zu; sie sind also in der Erdrinde ein Gebiet der Zerrung und der vulkanischen Ausbrüche. Zwischen dem zykonalen und antizykonalen Gebiet des Erdinneren vermitteln horizontale Ausgleichsströmungen. Danach wäre die Erdrinde tektonisch passiv; sie reproduziert nur indirekt die Bewegungen des plastischen Untergrundes, und die entstehenden Wärme-Ströme heben sich allmählich durch Ausgleich selbst auf, was mit der verhältnismäßigen Kürze der gebirgsbildenden Perioden übereinstimmt.

## Aus der Praxis

**Schwierigkeiten des Tabakbaues.** Wohl bei keiner Pflanze, deren Selbstbau in den letzten Jahren empfohlen und versucht wurde, hat es so viel Enttäuschungen gegeben wie beim Tabak. Über denen es dabei schlecht gegangen ist, die mögen sich damit trösten, daß das Gebiet überhaupt schwierig ist. Die großen Betriebe, die über alle Einrichtungen verfügen, haben auch oft genug Fehlschläge. Eine besondere Stellung nehmen z. B. die gelben Tabake ein, die als türkischer Tabak, Shag, Zigarettentabak verarbeitet werden. Streng zu unterscheiden ist da zwischen Sorten orientalischer und nordamerikanischer Herkunft. Gemeinsam ist beiden das Bedürfnis nach hoher Sommertemperatur und hoher Luftfeuchtigkeit; dagegen verhalten sie sich in bezug auf den sommerlichen Regenfall grundverschieden. Die amerikanischen Sorten verlangen reichliche und möglichst gleichmäßig verteilte Niederschläge, dagegen sind gerade die edelsten orientalischen Tabake an eine sommerliche Trockenzeit gewöhnt; sie büßen sofort ihre besten Eigenschaften ein, wenn sie in eine regenreiche Gegend versetzt werden, namentlich, wenn sie in der zweiten Hälfte der Entwicklung Regen erhalten. Deshalb ist es auch niemals gelungen, die feinen türkischen Tabake im Osten der Vereinigten Staaten einzubürgern, und deshalb haben ähnliche Versuche auch anderwärts stets mit einem Fehlschlag geendet. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie schwierig der Anbau dieser heißen Pflanze in unserem unbeständigen Klima sein muß, und wie leicht Mißerfolg in einer Zeit wie die unsere eintreten, wo auf die Zuverlässigkeit der Samenauswahl wenig Verlaß ist. Es wird noch geraume Zeit vergehen, bis wir die für unser Klima angepaßten und zugleich edlen Sorten herausgezüchtet haben.

## Warum es keine Kartoffeln gibt.

